„Und keiner wagte mehr, Jesus eine Frage zu stellen.“ (V 34)

Eigentlich schade. Ich könnte mir gut vorstellen, dass wir da schon noch die eine oder andere Frage gehabt hätten.

- Wir hätten vielleicht gefragt, wie man das macht, Gott lieben, wo wir ihn doch gar nicht sehen können und der Kontakt zu ihm oft schwierig ist?
- Wir hätten vielleicht auch gefragt, was das bedeutet, den Nächsten zu lieben, vor allem dann, wenn einem dieser Nächste unsympathisch ist und man ihn vielleicht absolut nicht ausstehen kann?
- Vielleicht hätten wir aber auch noch gefragt, warum man Liebe als Gebot formuliert; wie will man gebieten, ja zwingen, jemanden zu lieben?

Vielleicht hätten wir noch mehr Fragen gehabt. Aber diese wenigen lassen schon darauf schließen, dass es offensichtlich nicht so einfach ist mit diesem Doppelgebot.

Bei der Suche nach möglichen Ursachen für diese Schwierigkeiten stößt man auf ein vor allem heute weit verbreitetes Missverständnis. Es betrifft unser Verständnis von „Liebe“. „Liebe“, das wird heute fast nur noch betrachtet als eine Sache des Gefühls, der Sympathie, der Zuneigung, als etwas Romantisches. Das Gefühl bestimmt und steuert, ob ich jemanden mag oder eben nicht.

Aber weil nun mal Gefühle etwas sind, das der einzelne selber gar nicht oder nur ganz minimal beeinflussen kann, tauchen sie eben einfach auf, ohne unser Zutun, und verschwinden aber oft genauso wieder, ohne dass wir etwas dagegen tun können.

Unter dieser Voraussetzung muss die Forderung nach Gottesliebe und Nächstenliebe als eine Zumutung empfunden werden, nämlich als etwas, das den einzelnen einfach überfordert. Dieses Gebot ist so nicht erfüllbar.

Für ein völlig anderes Verständnis von „Liebe“ legt uns Jesus selber eine entscheidende Spur. Er verbindet nämlich das Gebot der Nächstenliebe mit einem kleinen, aber entscheidenden Zusatz. Es heißt dort: „Du sollst deinen Nächsten lieben *wie dich selbst*.“ (V 31)

Wenn wir dieser Spur einmal etwas folgen, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Denn uns selber lieben, das tun wir nicht gefühlsmäßig, abhängig von einem diffusen Gefühlszustand, der kommt und geht. Hier hat „Liebe“ mit ganz anderen Dingen zu tun. Hier wollen wir, dass man uns ernst nimmt, dass man uns gerecht wird, dass man unsere Individualität respektiert, dass man uns die Chance gibt, uns entfalten zu können, dass man uns nicht weh tut, nicht verletzt, dass wir uns sicher und geborgen fühlen, dass man uns sein lässt, wie wir sind.

Wenn wir jetzt mit diesem etwas nüchternen Verständnis von „lieben“ uns noch einmal dem Doppelgebot des Evangeliums nähern, dann klingt das jetzt etwas anders.

Gottesliebe – das heißt nicht, dass wir in mystische Verzückung geraten, sondern dass wir ganz konkret damit anfangen, Gott wirklich ernst zu nehmen. Das meint gar nicht so sehr eine intellektuelle Anstrengung, sondern ist vielmehr eine ganz praktische Sache.

Dazu eine einfache Überlegung: Wenn Sie etwas kaufen, wenn Sie ein Eigentum erwerben, dann bestimmen Sie, wann Sie sich das zulegen, und wie es beschaffen sein muss; Sie bestimmen auch, wann Sie sich wieder von diesem Eigentum trennen möchten. Das sind die Grundrechte eines Eigentümers. – Doch wer von Ihnen hat bestimmt, wann und wo er auf die Welt kommt? Wer von Ihnen hat bestimmt, ob er als Mann oder Frau auf diese Welt kommt? Wer von Ihnen hat bestimmt, welcher Haarfarbe, welche Augenfarbe, welche Begabungen er mitbekommt? Wenn Sie das alles verneinen müssen, dann ergibt sich daraus eine einfache, logische Konsequenz: Sie sind nicht der Eigentümer ihres Lebens.

Gott lieben, das bedeutet, ihn als unseren Eigentümer zu akzeptieren. Wenn uns aber unser eigenes Leben nicht gehört, dann gehören uns auch nicht die Menschen, die um uns herum leben, und die uns viel bedeuten. Wenn Gott unser Eigentümer ist, dann sind seine Weisungen, seine Pläne, die er mit uns hat, schlicht und einfach verbindlich.

Gott lieben, das ist jetzt eine sehr nüchterne, sachliche Angelegenheit. In ganz ähnlicher Weise hat auch Jesus einmal im Johannesevangelium formuliert: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, er mich liebt.“ (Joh 14,21)

Nächstenliebe – das heißt jetzt auch nicht, dass wir die ganze Welt vor lauter Sympathie und Zuneigung umarmen sollen nach dem Motto: „Seid umschlungen, Millionen“, dass wir jedem, der uns über den Weg läuft, Sympathie entgegenbringen oder doch zumindest vorspielen müssen. Nein, Nächstenliebe bedeutet, dass wir unseren Nächsten zuallererst ernst nehmen, dass wir ihn fair und gerecht behandeln, auch wenn er uns unsympathisch ist, dass wir versuchen, ihn und seine Beweggründe zu verstehen und seine Bedürfnisse zu kennen, dass wir ihm helfen, wenn er in Not gerät, dass wir Rücksicht auf ihn nehmen, dass wir ihm erlauben, so sein zu können, wie er ist, dass wir ihm das zugestehen, was er für seine Entwicklung braucht.

Es klingt jetzt ziemlich nüchtern, was dieses berühmte Doppelgebot von uns erwartet. Aber genau das ist die Basis, das Fundament, auf dem „Liebe“ im Laufe der Zeit auch wachsen, enger und intensiver werden kann.

Denn jede Liebe – sei es die zu Gott oder auch zu einem Menschen – die ist zum Scheitern verurteilt, wenn sie nicht aus diesem schlichten und einfachen Fundament erwächst.